



Christoph
Markschies

Einstein's Miracle Century Celebration

oder: Wie man in der Neuzeit einen Heiligen kanonisiert

Gelegentlich lese ich, auch wenn ich als Historiker eigentlich für das antike Christentum und nicht für die spätneuzeitliche Religionsgeschichte qualifiziert bin, Einladungen zu größeren Festivitäten nicht nur mit Blick auf den eigenen Terminkalender, sondern analysiere sie unwillkürlich als religionsgeschichtliche Quellentexte. Vor einiger Zeit erhielt ich eine geschmackvoll gestaltete Programmbroschüre, deren Titelbild fünf ältere Herren ins Gespräch vertieft und um einen Tisch versammelt zeigt, unschwer sind Max Planck und Albert Einstein zu erkennen. Auf der Broschüre prangt in kräftigen roten Buchstaben eine bekannte Formel, freilich in einer für den naturwissenschaftlichen Laien irritierend ungewohnten Form: $E.M.C^2$. Und direkt daneben wird die Mutante in etwas schlankeren roten Lettern aufgelöst: »Einstein's Miracle Century Celebration« – offenbar hielten diejenigen, die das (für eine Einladung der Nobelpreisträger bestimmte) Programm entwarfen, die Veröffentlichungen Einsteins über das Verhältnis von Masse und Energie aus dem Annus mirabilis 1905 für ein des Jubiläums würdiges »Wunder«.

»Wunder« aber assoziiert nicht nur der Theologe wie der Religionswissenschaftler für gewöhnlich mit einem Heiligen – seit dem 13. Jahrhundert setzt bekanntlich die Kanonisierung eines Heiligen, also die Zulassung seines öffentlichen Kultes, nicht nur die kirchengerichtliche Untersuchung der öffentlichen Meinung über Leben und Sitten des Kandidaten voraus, sondern eben auch von Zeugen bestätigte Wunder. So erklärt im Rahmen des Heiligsprechungsverfahrens für Thomas von Aquin 1319 ein Abt, er könne persönlich be-

zeugen, dass der Kirchenlehrer eine Kiste voller Sardinien in eine Kiste voller Heringe umgewandelt habe.

Mit Blick auf die kleine Zahl von knapp 80 Personen, die im Mittelalter aufgrund eines solchen Verfahrens vom Papst heilig gesprochen wurden, mag der Fall also mindestens für die päpstlichen Notare klar gewesen sein – aber ist es mehr als ein momentaner, mehr oder weniger geistreicher Einfall von Werbestrategen eines Jubiläumsjahres, Einstein als modernen Heiligen zu stilisieren und seine berühmten Einsichten als das Wunder, aufgrund dessen er kanonisiert wurde?

Der prominenteste Zeuge, der für eine solche hagiografische Betrachtung Einsteins angeführt werden könnte, ist der Jubilar selbst: Der behauptete schließlich seit Mitte der zwanziger Jahre immer wieder, er sei im Laufe seines Lebens zu einem jüdischen Heiligen geworden. Und selbst wenn Einstein das ausschließlich scherzhaft gemeint haben sollte, kann man schlecht bestreiten, dass schon seine Zeitgenossen gerne klassische Metaphern aus dem Bereich der Hagiografie bemühten, um den Physiker zu charakterisieren. Bis heute liest man immer wieder von Einsteins besonderer Demut und Milde – zwei klassische Tugenden eines christlichen Heiligen. Selbst die Polemik ist Teil des hagiografischen Diskurses: Charles Percy Snow – heute vor allem durch seine Formel von den »zwei Kulturen« bekannt – meinte, Einstein habe »auf den ersten Blick Ähnlichkeit mit einer erleuchteten frommen Vogelscheuche«. Streicht man die polemischen Anteile dieses Porträts, fühlt man sich noch



deutlicher an mittelalterliche Hagiografie erinnert: Erleuchtung (im Sinne von Inspiration) und Frömmigkeit zeichnen den Lebenswandel eines Heiligen aus. Nachlässigkeit in äußeren Dingen passt selbstverständlich auch ins Bild: So betonen nahezu alle Zeugen im erwähnten Kanonisierungsverfahren des Thomas von Aquin, der Verstorbene habe sich nie um irdische Dinge wie die Pflege seiner Gewänder gekümmert, sondern stets nur seiner himmlischen Wissenschaft gelebt. Begibt man sich erst einmal unter einer solchen vergleichenden Perspektive auf die Suche in Berichten über Einsteins Leben, so finden sich allerlei Analogien zu klassischen Heiligenviten: Das beginnt bei so bekannten Details wie der Ablehnung, Socken zu tragen, die an die ersten Franziskaner erinnert, und endet nicht bei lebenslangen Magenproblemen, die schon bei vielen ägyptischen Wüstenvätern der Antike bezeugt sind. Vermutlich waren es auch solche Analogien, die einer kriegsmüden Öffentlichkeit, die den Glauben an die Heiligen der Kaiserzeit verloren hatte, halfen, nach 1919 den neuen Heiligen zu kanonisieren.

Doch es ging den Zeitgenossen, die Einstein nach Mustern des klassischen hagiografischen Diskurses porträtierten, ja keineswegs allein

Bis heute liest man immer wieder von Einsteins besonderer Demut und Milde – zwei klassische Tugenden eines christlichen Heiligen.

um Äußerlichkeiten, um wirre Haare und löchrige Pullover. Sie versuchten, auf diese Weise eine Persönlichkeit zu charakterisieren. In der katholischen Kirche wurde und wird zum Heiligen kanonisiert, wer sich inmitten des irdischen Getümmels in die Einsamkeit zurückziehen kann, sein Herz nicht an die Äußerlichkeiten dieser Welt verliert und seiner himmlischen Heimat stets gewärtig bleibt. Einer der Zeugen des Kanonisierungsverfahrens für Thomas von Aquin erklärte, der Dominikaner habe sich nachts stets als Erster zum Gebet erhoben und, sobald er bemerkte, dass seine Mitbrüder ebenfalls erschienen, sich schnell in

seine Kammer weggestohlen. Einstein schrieb einmal: »Ich bin ein richtiger ›Einspänner‹, der dem Staat, der Heimat, dem Freundeskreis, ja selbst der engeren Familie nie mit ganzem Herzen angehört hat, sondern all diesen Bindungen gegenüber ein nie sich legendes Gefühl der Fremdheit und des Bedürfnisses nach Einsamkeit empfunden hat.« Seit der Veröffentlichung der Briefe Einsteins an seine erste Frau Mileva und anderer privater Korrespondenz ist zudem deutlich geworden, dass es auch im Blick auf den Umgang mit Frauen durchaus Parallelen zwischen Einstein und klassischen christlichen Heiligen gibt.

Nicht erst zum Jubiläumsjahr ist allerlei Literatur erschienen, die die Kanonisierung Albert Einsteins zum Heiligen kritisch betrachtet. Da haben schon vor zehn Jahren zwei Journalisten versucht, gegen die hagiografische Verklärung Einsteins anzuschreiben, sein »geheimes Leben« öffentlich zu machen und die »starken Leidenschaften« des Privatmanns unter dem Goldgrund der traditionellen Biografie freizulegen. Aber auch eine solche kritische Attitüde gehört zum hagiografischen Diskurs: Seit dem späten 19. Jahrhundert erscheinen immer wieder Beiträge, welche die starke libidinöse Veranlagung des Franz von Assisi zu einem Grundmotiv seines heiligen Lebens machen wollen – und auf diese Weise natürlich keineswegs die Heiligkeit des Heiligen demontieren, sondern eine populäre Figur nur noch populärer machen, weil sie – vom Sockel ihres Standbildes herabgezogen – der Kultgemeinde wieder etwas näher rückt.

Ein Heiliger wurde und wird kanonisiert, damit er kultisch verehrt werden kann. Theologen und Priester konstruieren eine ›authentische‹ Lebensbeschreibung, die Vita, sie richten den Kult ein und pflegen ihn – und eine Gemeinde sammelt sich zu frommer Andacht und gelegentlich zu mehr. Schon in den zwanziger Jahren versuchte in Genf ein junges Mädchen nach einem Vortrag Einsteins, dem Referenten eine Haarsträhne abzuschneiden, um so eine



Reliquie ihres Heiligen zu gewinnen. Und entgegen seinem eigenen Wunsch wurde Einstein nach seinem Tode auch nicht vollständig eingäschert und die Asche an einem unbekanntem Ort verstreut: Bekanntlich entfernte ein Pathologe am Princeton Hospital Einsteins Gehirn und lagerte es in der eigenen Wohnung. Inzwischen ist nicht nur die Beschaffenheit von Einsteins Gehirn, das aus seinen erhaltenen Teilen virtuell wieder zusammengesetzt wurde, sondern auch das bizarre Schicksal dieser ›Privatreliquie‹ zum Thema von Wissenschaftlern und Journalisten geworden. Dass Einstein dezidiert nicht wollte, dass sein Wohnhaus zu einem »Wallfahrtsort« würde, »zu dem die Pilger kommen, um die Gebeine des Heiligen zu betrachten«, wie er gesprächsweise einem Studenten gegenüber

Interpretation zugleich auch darauf aufmerksam, dass die Vorstellung, der Heiligenkult gehöre zu den im Rahmen der Säkularisation beseitigten Elementen finsternen mittelalterlichen Aberglaubens, vielleicht selbst ein neuzeitlicher Aberglaube ist.

Seit der Veröffentlichung der Briefe Einsteins an seine erste Frau Mileva ist zudem deutlich geworden, dass es auch im Blick auf den Umgang mit Frauen durchaus Parallelen zwischen Einstein und klassischen christlichen Heiligen gibt.

äußerte, hat dem Heiligenkult keinerlei Abbruch getan, wie die massenhafte Verbreitung bestimmter, zur Ikone erstarrter Einstein-Bilder demonstriert.

Auch die berühmte Debatte, wie es der Physiker mit dem Judentum, mit Religion überhaupt hielt und warum er immer wieder einmal auf Gott Bezug nahm, ist für die Frage, ob man den öffentlichen Umgang mit Einstein besser versteht, wenn man ihn als Kanonisierung eines Heiligen unter den Bedingungen der Neuzeit interpretiert, weitgehend bedeutungslos. Schließlich dient eine solche verfremdende Interpretation ja nicht dazu, bestimmte wissenschaftliche Einfälle und Lebenshaltungen eines großen Wissenschaftlers als gottgewirkt zu präsentieren (und damit die Mythisierung seiner Erkenntnisse eher noch zu steigern), sondern soll dabei helfen, in einem Jubiläumsjahr kritisch über die konstruktiven Elemente im Umgang mit einem Jubilar nachzudenken. Allerdings macht eine solche verfremdende